

Mutterland und Vatersprache

Überlegungen zum Androzentrismus in der Geographie*

In der deutschsprachigen Geographie existiert eine kritische Aufarbeitung der eigenen Geschichte erst seit Ende der sechziger Jahre. Nur zögernd erfolgte die Auseinandersetzung mit den wenig erfreulichen Episoden des disziplinpolitischen Opportunismus der letzten hundert Jahre, weshalb sich die historischen Wissenschaften auch zusehends dieses reichhaltigen Fundus bedienen. Ein bisher wenig berücksichtigtes Kapitel der Disziplinwerdung der Geographie ist ihre tief verwurzelte androzentrische Konstitution, die noch immer ihren Schatten auf das gegenwärtige Treiben der Geographen¹ wirft.

Zwar wurde gleichzeitig mit der Entwicklung einer feministischen Geographie² in den späten siebziger Jahren die feministische Wissenschaftskritik auch auf die eigene Disziplin angewandt, aber die disziplinspezifischen Entstehungs- und Repro-

* Die folgenden Ausführungen beruhen in weiten Teilen auf meiner Veröffentlichung *Männerräume – Männerträume. Ebenen des Androzentrismus in der Geographie (Materialien zur Didaktik der Geographie und Wirtschaftskunde 4)*, Wien 1989. Ich möchte an dieser Stelle Anton Staudinger für die Durchsicht des Manuskripts und vor allem Gerhard Hard für seine Hinweise und seine Unterstützung bei dieser und früheren Versionen meiner Überlegungen danken.

1 Wenn im folgenden von „Geographen“ die Rede ist, dann ist damit explizit *nicht* das ‚geschlechtsneutrale‘ Maskulinum gemeint.

2 In diesem Artikel konzentriere ich mich im wesentlichen auf eine feministische Kritik des Androzentrismus der Geographie als wissenschaftlicher Disziplin; einen ausführlichen Überblick feministisch-geographischer Forschung bietet die *Online Bibliography of Geography and Gender*, die im World Wide Web unter folgender Adresse zu finden ist http://inform.umd.edu:86/Educational_Resources/AcademicResourcesByTopic/WomensStudies/Bibliographies/. Diese Bibliographie entsteht in Gemeinschaftsarbeit zwischen den Teilnehmer/innen der elektronischen Diskussionsliste GEOGFEM (listserv@ukcc.uky.edu). Zum Diskussionsstand der deutschsprachigen feministischen Geographie siehe Elisabeth Bühler u. a., Hg., *Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz*, Zürich und Dortmund 1993.

duktionsbedingungen des Androzentrismus wurden nur teilweise rekonstruiert.³ Ein historischer Abriß der Entwicklung der universitären Geographie soll zeigen, wie sich der aktuelle Status der Geographie als ‚Männer-Wissenschaft‘ erklären läßt.

Die ideologische Ebene: das ‚männliche‘ Selbstbild der Geographie

Als Ansatzpunkt für diesen disziplinhistorischen Exkurs unter feministischen Vorzeichen verwende ich das Konzept der *disziplinären Identität*, weil es sich sowohl auf inner- als auch außerwissenschaftliche Entwicklungen bezieht, weil sich darin das Verständnis von Wissenschaft im allgemeinen und einer einzelnen Disziplin im speziellen widerspiegelt und, nicht zuletzt, weil disziplinäre Identität eine wichtige Schnittstelle zwischen Wissenschaft als Institution und den daran beteiligten Forscherinnen und Forschern darstellt.

Am ehesten lassen sich bei Schultz⁴ und Hard⁵ Hinweise darauf finden, welche disziplingeschichtlichen Entwicklungen zu der spezifischen Ausformung des Androzentrismus in der (deutschsprachigen) Geographie geführt haben.⁶ Ich halte mich daher in meiner kursorischen Darstellung der Disziplinwerdung der Geographie im wesentlichen an diese Erklärungsansätze. Allerdings werden durch die feministische Sichtweise die Akzente grundsätzlich verschoben und die Schwerpunkte der Kritik anders gesetzt, wodurch der Blick auf Strukturen frei wird, die bisher nicht wahrgenommen wurden.

3 Am ausführlichsten bei Gillian Rose, *Feminism and Geography. The Limits of Geographical Knowledge*, Cambridge 1993, und auch bei Derek Gregory, *Geographical Imaginations*, Cambridge, Mass., u. Oxford 1994.

4 Vgl. Hans-Dietrich Schultz, *Die deutschsprachige Geographie von 1870–1980. Ein Beitrag zur Geschichte ihrer Methodologie (Abhandlungen des Geographischen Instituts – Anthropogeographie, Bd. 29)*, Berlin 1980.

5 Vgl. Gerhard Hard, *Die Disziplin der Weißwäscher. Über Genese und Funktion des Opportunismus in der Geographie*, in: Peter Sedlacek, Hg., *Zur Situation der deutschsprachigen Geographie zehn Jahre nach Kiel (Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 2)*, Osnabrück 1979, 11–44.

6 David Livingstones ausgezeichnete Überblick über die Entwicklung der Geographie seit dem 15. Jahrhundert (*The Geographical Tradition*, Cambridge, Mass., u. Oxford 1992) sei an dieser Stelle ebenfalls erwähnt – der Schwerpunkt liegt allerdings, gemäß der Herkunft des Autors, im angloamerikanischen Raum.

Der disziplinären Identität auf der Spur

Zunächst möchte ich die Komponenten disziplinärer Identitätskonstruktion präzisieren. Die Frage nach der ‚Identität‘ einer Disziplin läßt sich auf drei Ebenen stellen:

1. Disziplinäre Matrix: Auswahl von Forschungsgegenständen und -methoden, umfassende Methodologie. Durch diese Definition wird eine Abgrenzung zu anderen Disziplinen ermöglicht.
2. Disziplinäre Institutionen: Verankerung an der Universität, Forschungsstellen, Publikationsorgane, wissenschaftliche Vereinigungen und Organisationen.
3. Disziplingeschichte: Gründungsfiguren und -legenden, ‚Paradigmawechsel‘ als Ausdruck des fortschreitenden wissenschaftlichen Diskurses in einer Disziplin.

An diese drei Ebenen knüpfen nun wissenschaftliche Disziplinen in unterschiedlichem Ausmaß an. Je nachdem, welchem der Aspekte mehr Gewicht zur Identitätsfindung beigemessen wird, läßt sich eine gewisse Hierarchisierung vornehmen, in dem Sinne, daß das moderne Wissenschaftsideal gemeinhin der disziplinären Matrix höhere und der Disziplingeschichte geringere Bedeutung im Prozeß der Identitätsbildung beimißt. Eine Disziplin, die sich also eindeutig auf der Ebene der disziplinären Matrix definieren kann, wird es am leichtesten haben, ihre Autonomie zu behaupten – das heißt, daß Entscheidungen über die Disziplin in hohem Maße auch innerhalb der Disziplin gefällt werden.

Sicherlich kann diese Hierarchisierung nicht vom gesamtgesellschaftlichen Kontext gelöst werden. Hier sind wohl der wissenschaftliche ‚Erfolg‘ und die gesellschaftliche ‚Verwertbarkeit/Nützlichkeit‘ die entscheidenden Kriterien, die die Bewertung der einzelnen Disziplinen determinieren. Wissenschaft kann aber nur dann gesellschaftlich erfolgreich sein, wenn sich ein bestimmtes Rationalitätssystem entwickelt, das (für gewisse Problemlösungen) dem Alltagswissen überlegen ist.

Wenn man weiters noch annimmt, daß diese Hierarchie eine Norm abgibt, anhand derer die einzelnen Disziplinen ihren jeweiligen Standort beurteilen können, so liegt die Vermutung nahe, daß genau dann disziplinäre Krisen eintreten, wenn sich Identität nur mehr noch auf die bloße Existenz der Disziplin (institutionelle Identität) oder auf im Sinne kritischer Wissenschaft obsolet gewordene Traditionen (historische Legitimierung) gründet oder sich in den Vorstellungen der disziplinären Subjekte erschöpft.

Zum Entstehungszusammenhang disziplinärer Identitätsbildung in der Geographie

Identitätsbildungsprozesse innerhalb einer Disziplin, deren Verlauf und Krisenhaftigkeit, lassen sich durch einen Vergleich der Ansprüche, die an eine Disziplin in bezug auf ihre ‚Wissenschaftlichkeit‘ gestellt werden, mit den Praktiken in Methodologie, Forschung und Verwertung rekonstruieren. Aber genau an diesem Punkt stellen sich in der Geographie die ersten Schwierigkeiten ein. Geographen, so zeigt die traditionelle Geschichtsschreibung in der Geographie, sind nun schon seit mehr als hundert Jahren bemüht, in ihrer Identitätsbildung die oben angesprochene Hierarchie für ihre Zwecke auf den Kopf zu stellen. Das geht natürlich nicht ohne intellektuelle Kraftakte ab, denn auf Dauer kann die disziplinäre Legitimität nur schwer aus einer diffusen Historizität gewonnen werden.

Ich denke, am besten läßt sich die daraus entstandene strukturelle Krisenhaftigkeit der universitären Geographie durch die Geschichte ihrer Institutionalisierung erklären. Die deutsche Geographie ist eine relativ junge Disziplin, die erst vor knapp mehr als hundert Jahren gegen den größten Widerstand der alteingesessenen historisch-philologischen und naturwissenschaftlichen Fächer durch außer-universitäre Instanzen an den Hochschulen eingesetzt wurde. Ziel dieser staatlichen Intervention war die verbesserte Ausbildung von Geographielehrern, die durch eine gründliche und systematische Kenntnis des Heimatlandes und fremder Staaten das Verständnis ihrer Schüler für das neue, größere Vaterland sowie dessen weltpolitisch-koloniale Bestrebungen wecken und sie für die zunehmende Internationalisierung des Handels und der Industrie (allgemein-)bildend vorbereiten sollten.⁷

Daß sich mit dem bloßen Anspruch der Lehrerausbildung im akademischen Bereich gegenüber anderen Disziplinen nicht viel Anerkennung gewinnen ließ, ist leicht vorstellbar. Um nun die Daseinsberechtigung einer eigenen wissenschaftlichen Institution (z. B. eines geographischen Universitätslehrstuhls) für die Geographie auch wissenschaftsintern zu begründen, begann die fieberhafte Suche nach nachträglichen Rationalisierungen. Damit fing auch an, was Hard die „Dauerkrise der akademischen Geographie“⁸ nennt.

Die Schwierigkeiten begannen bereits bei der Wahl des Forschungsgegenstandes. Die schon etablierten Disziplinen hatten die ‚Welt‘ bereits untereinander aufgeteilt, das heißt, ein geregeltes System der Gegenstandskonstitution entwickelt, sodaß sich ein geeigneter Forschungsgegenstand für die Geographie nur mehr sehr

7 Im Detail vgl. Schultz, Geographie, wie Anm. 4.

8 Hard, Disziplin, wie Anm. 5, 23.

schwer finden ließ. Ergebnis dieser Suche war daher nichts Geringeres als die gesamte Erdoberfläche.⁹ Andererseits aber war die Spezialisierung der schon etablierten Disziplinen zu weit fortgeschritten, als daß der Ganzheitsanspruch der Geographie noch glaubhaft vertreten werden konnte. Der Nebeneffekt dieser müßigen Bemühungen war zumindest, daß es die universitären Geographen selbst für immer glaubwürdiger hielten, sie hätten ihre Institutionalisierung *nicht* der Existenz des Schulfaches Geographie zu verdanken.

Was nun die Vervollständigung der disziplinären Matrix anbelangt, so war und ist die Geographie ein ziemlich erfolgreicher Resteverwerter, der sich mit einigem Geschick zwischen allen Disziplinen bewegt. Wie schon erwähnt, gab es in der Gründungsphase der universitären Geographie wenig Möglichkeiten, ein genuines Forschungsprogramm zu entwickeln, man konnte sich höchstens in andere entwickelte Disziplinen hineinspezialisieren. Ein Ausweg blieb: Das Alltagsverständnis von Geographie, die Land-und-Leute-Thematik, wurde zum Paradigma.

Die Geographie als Disziplin schaffte mit diesem Notprogramm nie wirklich den Sprung zu einer notwendig spezialisierten, modernen universitären Wissenschaft, die mit der Alltagswelt gebrochen hat. Sie blieb in einer kosmologischen, gleichsam ‚unmittelbar‘ an den Dingen gewonnenen Weltansicht stecken und konnte sich vom Alltagswissen schon von ihrem eigenen Programm her nicht lösen.

„Der Eintritt der Geographie in das reife Mannesalter“¹⁰

Ein Blick auf die aktuelle institutionelle und forschungspragmatische Situation der Disziplin Geographie zeigt ganz deutlich die Kontinuität dieses Legitimationssengpasses. Entgegen der berechtigten Erwartung einer disziplinären Weiterentwicklung (also des Eintritts in das „reife Mannesalter“), die sich um die Jahrhundertwende noch erhoffen ließ, steckt die Geographie, was ihre Wissenschaftlichkeit betrifft, noch in den Kinderschuhen, das heißt, sie ist noch immer programmatisch auf eine vor- bzw. außerwissenschaftliche Gegenstandskonstruktion festgelegt. Das gilt, wie immer, für die Entwicklung der Disziplin und nicht etwa für jede Art von Forschung, die von Geographen betrieben wird. Es werden zwar zunehmend die disziplinären Grenzen aufgeweicht, und das ermöglicht mehr Freiraum für die einzelne Person, die Disziplin als solche verliert aber dadurch noch nicht ihren

9 Schultz, Geographie, wie Anm. 4, 93.

10 Titel des Anhangs über die Entwicklung der Geographie im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert in: Siegmund Günther, Geschichte der Erdkunde, Leipzig und Wien 1904.

vorwissenschaftlichen Charakter. Diesem Dilemma wurde und wird mit einer Doppelstrategie begegnet:

1. *Über-Anpassung* auf forschungspolitischer und forschungspragmatischer Ebene garantiert(e) die Erhaltung der vorhandenen institutionellen Infrastruktur.

In diesem Bereich lassen sich auch die ersten Hinweise auf die spezifische Androzentrizität geographischer Forschung auf inhaltlicher und methodologischer Ebene finden. Abgesehen von den forschungspolitischen Anpassungsleistungen, die aufgrund der herrschenden Definition des Geschlechterverhältnisses eine Einbeziehung weiblicher Erfahrungswelt unwahrscheinlich machen, bildet auch die Art, wie Methoden und Theorien aus anderen Sozialwissenschaften ‚importiert‘ werden, eine wesentliche Behinderung für die Akzeptanz feministischer Theorie.

Die Persistenz androzentrischer Theorie in der Geographie wird also gleich zweifach gesichert. Erstens erfolgt der selektive Theorieimport nach Kriterien der einfachen Zugänglichkeit und der ‚Verträglichkeit‘ mit forschungspolitisch opportunen Absichten. Feministische Theorie erfüllt bis jetzt beide Kriterien in den meisten Fällen (noch) nicht. Zweitens erhalten einmal inkorporierte Theorien in der Geographie eine gewisse Trägheit im Vergleich zu anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen. Es läßt sich daher vermuten, daß feministische Theorie, wenn sie überhaupt wahrgenommen wird, in der Geographie, wie in manchen anderen Sozialwissenschaften auch, erst mit einer gewissen Zeitverzögerung in die Forschungsprogramme einbezogen werden.

2. Mit dem Mittel der *Über-Legitimation*¹¹ schaffen sich Geographen auf in-nerdisziplinärer Ebene ein Gegengewicht zur fehlenden disziplinären Matrix: Es sind dies die traditionsgeladenen, aber deshalb noch lange nicht wahren Erzählungen von der ewig jungen Wissenschaft, die beim Blick auf Details nicht das ‚Ganze‘ aus dem Auge verliert. Die unreflektierte Nähe zu Alltagswissen und Alltagstheorien, die sich in diesem holistischen Geltungsanspruch ausdrückt, ist bis heute das „Urgeographische“ schlechthin geblieben. Das führt zu dem paradoxen Zustand, daß die ‚eigentliche‘ Wissenschaft anfängt, wo die ‚eigentliche‘ Geographie aufhört. Das gilt, wie gesagt, für die Disziplin als solche und *nicht* für alle Geographen.

Die vielfältigen Ausdrucksformen von Über-Legitimation lassen daher bei näherer Betrachtung vier Strategien deutlich werden. In periodischen Abständen tauchen immer wieder ähnliche Motive und Argumentationsmuster auf, die, wenn sie durch die nötige historische Distanz voneinander getrennt sind, auch immer wieder geglaubt werden:

11 Vgl. Hard, Disziplin, wie Anm. 5.

Geographie als Mutterwissenschaft. „Die geographischen Methodologen und Didaktiker machen sich seit über 100 Jahren die Geographie zu einer Wissenschaft vom Makro- und Mikrokosmos für Kopf, Herz und Hand, zur leider oft verkanteten Mutter aller Wissenschaften, zum bildendsten aller Fächer.“¹² Diese Legitimationsstrategie wird immer dann verwendet und geglaubt, wenn wissenschaftliches Spezialistentum in Mißkredit gerät. Geographen partizipieren also nicht unwesentlich an dem Krisenbewußtsein anderer Disziplinen und der Wissenschaft überhaupt. Die Qualität von Geographie besteht darin, das Getrennte wieder zu vereinen, ‚neu zu schaffen‘. Geographie bleibt als Mutterwissenschaft immer ‚in Mode‘, sie ist gleichzeitig uralte und brandneue. „Right from the beginning geography presents us with a paradox. At one and the same time it is among the oldest areas of human inquiry in the world, and yet it is also one of the most recent intellectual disciplines if we judge it in modern academic terms.“¹³

Heldengeschichten. Für die eher schlichten Gemüter hält die Geographie ein besonderes Repertoire bereit: den männlich-heroischen Pionier- und Abenteuermythos. In den Erzählungen vom „Abenteuer Forschung“ tritt die vorwissenschaftliche Struktur des disziplinären Selbstverständnisses meistens ohne viel methodologische Verhübschung zutage.

Auf individueller Ebene läßt sich damit auch sicherlich in nicht unwesentlichem Ausmaß Loyalität erzeugen: Wenn schon nicht die disziplinäre Matrix ausreichend dafür sorgen kann, daß sich die Geographie zu einer modernen, ‚harten‘ (am Vorbild der Naturwissenschaften gemessenen) Sozialwissenschaft entwickelt, so bleibt innerhalb der Disziplin genügend Möglichkeit, den ‚harten‘ Mann zu spielen und die Disziplin sozusagen auf diese Weise zu ‚härten‘.

Geographie als Kunst. Eine andere Möglichkeit, das Holismusmonopol der Geographie plausibel zu machen, besteht darin, den ganzheitlichen Ansatz der Geographen dadurch gegen Kritik zu immunisieren, daß Geographie bzw. ihre Methoden schlichtweg zur Kunst erklärt werden.

Dem liegt eine typisch moderne Lösung zugrunde: Das wissenschaftlich und auch philosophisch verlorene Ganze wird kompensatorisch im Medium des Schönen wiederhergestellt. Es ist oft gezeigt worden, daß die typisch moderne Kontemplation der Landschaft die alte Kosmostheorie fortsetzt, aber nun auf nur noch ästhetische Weise. Die typisch geographische Wendung besteht darin, diese ästhe-

12 Vgl. Hard, Disziplin, wie Anm. 5, 25.

13 Peter Gould, *The Geographer at Work*, London u. Boston 1985, 8.

tischen Konstrukte und künstlerischen Einstellungen gegenüber den Gegenständen als tiefere wissenschaftliche Einsicht und bessere wissenschaftliche Methode aufzufassen.¹⁴

Mit der Renaissance phänomenologischer und hermeneutischer Ansätze in den Sozialwissenschaften läßt sich auch diese Art geographischen Biedermeiers mit ihrer neuen Vorliebe für Heimaten, Lebenswelten, Kleinstadt-, Stadtteil- und Ökodyllen aller Art wiederfinden.¹⁵ In der ‚Geographie-als-Kunst‘-Strategie wird mit Androzentrismus etwas subtiler umgegangen als in den ‚Heldengeschichten‘, es ist sozusagen die etwas ‚weichere‘ Variante von Männlichkeit, die Gillian Rose auch als „ästhetische Maskulinität“¹⁶ bezeichnet, das heißt, die weibliche Lebenswelt wird ästhetisiert und von ihren realen sozialen Entstehungsbedingungen weit genug entfernt.

Geographie als authentisches Unternehmen. Der letzte Schritt weg von jeder historischen Dimension ist die psychologisierende Begründung von Geographie. Die Parallelisierung von Disziplin- und Lebensgeschichte schafft Normen für ‚gute‘ Forschung, die sich scheinbar völlig von forschungslogischen und institutionellen Rahmenbedingungen entfernen. Die Geographie wird zum „Seins-Zustand“¹⁷, erscheint sozusagen als menschlicher ‚Instinkt‘ und ‚natürliches‘ Bedürfnis. Der Weg dorthin geht über die Biographie geradewegs in die Kindheit. Das kann nicht weiter erstaunen, ist doch die disziplinäre Matrix so angelegt, daß sie dem kindlichen Kosmos am nächsten kommt. Allerdings mit zwei wesentlichen Einschränkungen: Es handelt sich immer um die bildungsbürgerliche Lebens- und Erfahrungswelt von Männern.

Authentizität, und das bedeutet in der Geographie ein ungebrochenes (und auch unkritisches) Verhältnis zum Alltagswissen, wird unter der Hand zum einzigen Kriterium ‚eigentlicher‘ Geographie, wenn die disziplinäre Matrix und die Institutionen in ihrer identitätsbildenden Funktion versagen. Die eingeforderte

14 Vgl. Gerhard Hard, Seele und Welt bei Grünen und Geographen. Metamorphosen der Sonnenblume, in: Gerhard Bahrenberg u. a., Hg., Geographie des Menschen. Dietrich Bartels zum Gedenken (Bremer Beiträge zur Geographie und Raumplanung 11), Bremen 1987, 111–140.

15 Vgl. dazu Helmut Klüter, Raum als Objekt menschlicher Wahrnehmung und Raum als Element sozialer Kommunikation, in: Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft 136 (1994), 143–178.

16 Rose, Feminism, wie Anm. 3, 60.

17 Oskar Meder, Die Geographen – Forschungsreisende in eigener Sache. Eine biographieanalytische Untersuchung über Berufsmotivation und Berufsverlauf auf der Basis geschriebener Autobiographien und narrativer Interviews (Urbs et Regio 36), Kassel 1985, 332.

kindlich-vorwissenschaftliche Neugier der Geographen an der Welt erzeugt unwillkürlich wieder neue Normen, die der ‚Ursprünglichkeit‘ der Selbstdarstellung widersprechen. Auf dieser Ebene liegt auch Eugen Wirths Aufruf (am Ende eines modernen Lehrbuchs der Geographie), über einer Verwissenschaftlichung nur ja die authentisch erlebte, ursprüngliche und wahre Geographie nicht zu vergessen. „Bei aller Begeisterung gegenüber Theorie, Mathematik, Computersimulation, Abstraktion und logischem Kalkül sollte man also nie vergessen, daß für einen Geographen am Rande wissenschaftlicher Arbeit auch ein Sonnenaufgang im Hochgebirge oder ein Tag im tropischen Regenwald, der noch unberührte Baubestand eines historischen Altstadtkerns oder die Szenerie einer klassisch-mediterranen Küste, das Naturschauspiel eines tätigen Vulkans oder das pulsierende, überschäumende Leben einer Weltstadt wie Istanbul oder Rio de Janeiro zu den faszinierenden Erlebnissen gehören können, um derentwillen es sich lohnt, Geograph zu sein.“¹⁸

Zwischenbilanz

Die Institutionalisierung der Geographie als Disziplin erfolgte zu einem Zeitpunkt, als weder deren geringer Grad an Spezialisierung noch deren ganzheitliche Welt-sicht den Ansprüchen einer disziplinären Matrix – im Sinne einer modern verstandenen Wissenschaft – gerecht werden konnten. Alltagswissen und Alltagstheorien wurden zum Ausgangspunkt, aber oft auch zum Ergebnis geographischer Forschung gemacht. Für eine Disziplin, deren Gegenstandskonstitution sich derart stark auf alltagsweltliche Problemdefinitionen gründet, muß daher auch entscheidend sein, welche (männlichen) Alltagssegmente zum Standard erkoren werden. Geographie ist, darf man vermuten, nicht bloß deshalb eine ‚Männer-Wissenschaft‘, weil sie fast ausschließlich von Männern gemacht wurde und wird, sondern weil deren alltagsweltliche Erfahrungen gleichzeitig auch der disziplinären Konstitution von Geographie zugrunde liegen.

Der vorwissenschaftliche Charakter geographischer Forschungsprogramme entspricht nur in sehr geringem Maße dem wissenschaftlichen Ideal moderner Sozialwissenschaft. Dem versucht man in der Geographie durch die Übernahme von wissenschaftlich ‚abgesicherten‘ Methodologien und Theorien entgegen zu wirken.

18 Eugen Wirth, *Theoretische Geographie*, Stuttgart 1979, 293. Alois Kneisle kommentiert in seiner Kritik der theoretischen Geographie diese Passage allerdings lakonisch: „Oder psychoanalytisch gewendet: Im Puff von Rio ist die Welt noch in Ordnung.“ Alois Kneisle, *Es muß nicht immer Wissenschaft sein ...* (Urbs et Regio 28), Kassel 1983, 82.

Da aber die Produktion (sozial)wissenschaftlichen Wissens insgesamt androzentrisch strukturiert ist, wird die weibliche Lebens- und Erfahrungswelt auch auf dieser Ebene weitgehend ausgeschlossen.

Die soziale Ebene: die Geographie als ‚männliche‘ Institution

Der Blick auf die Disziplingeschichte hat gezeigt, daß die Geographie nur mit der Doppelstrategie Über-Anpassung/Über-Legitimation dem Ideal einer modernen Sozialwissenschaft (eigener Forschungsgegenstand, spezifische Forschungsmethoden und -konzepte) angenähert werden kann. Diese Art Widerspruchseliminierung ist ein Aufwand, der sozusagen nach ‚außen‘ hin betrieben wird, also im Vergleich mit anderen Sozialwissenschaften. Disziplinäre Identität, wie sie sich anhand der drei Achsen – disziplinäre Matrix, disziplinäre Institutionen und Disziplingeschichte – genauer präzisieren läßt, steckt den ‚objektiven‘ Rahmen ab, innerhalb dessen die disziplinären Subjekte handeln.

Handlungen besitzen aber nicht nur den ‚objektiven‘ Sinn, der durch die Disziplin vorgegeben wird: Ihnen ist auch ein ‚subjektiver‘ Sinn implizit. ‚Subjektiv‘ bedeutet hier, daß ein persönlicher Anteil der disziplinären Subjekte ausgedrückt wird. Dies kann bewußt oder unbewußt geschehen, wobei gerade der unbewußte Umgang zumeist die Ursache der Abwehr feministischer Kritik ist.

Abgesehen von den verallgemeinerbaren Handlungsmotivationen (etwa die Sicherstellung des Lebensunterhaltes durch wissenschaftliche Tätigkeit) gibt es *inner-disziplinäre* Sinnzusammenhänge, innerhalb derer Wissenschaft verankert ist. Angesprochen ist damit vor allem die Strukturierung des ‚wissenschaftlichen Alltags‘ und wie dieser zur Identität einer Disziplin in Beziehung gesetzt wird.

Wie die Konstitution der Disziplin ihre Forschungsgegenstände und -methodologie, auch ‚subjektiven‘ Sinn erhält, läßt sich aus autobiographischen Darstellungen von Geograph/inn/en¹⁹ erschließen.

19 Siehe vor allem Ann Buttimer, *The Practice of Geography*, London 1983; Andre Kilchenmann, Interview mit Hanno Beck (Karlsruher Manuskripte zur mathematischen und theoretischen Wirtschafts- und Sozialgeographie 68), Karlsruhe 1984; ders., Interview mit Gottfried Pfeifer (Karlsruher Manuskripte zur mathematischen und theoretischen Wirtschafts- und Sozialgeographie 72), Karlsruhe 1985; Josef Matznetter, *Wandel und Beharren im Forschungsweg eines mitteleuropäischen Geographen. Eine Selbstdarstellung* (Frankfurter Wirtschafts- und Sozialgeographische Schriften 51), Frankfurt am Main 1987, und Meder, *Geographen, wie Anm. 17*.

Betrachtet man autobiographische Aussagen und Reflexionen als Ausdruck ‚stillere‘ Deutungsmuster und Standards²⁰, die nicht so sehr im *Rückblick* auf das eigene Erleben, sondern im *Hinblick* auf gerade gültige Vorstellungen erschließen, wie Subjektivität ‚objektiviert‘, das heißt hier: sozial sichtbar werden darf, so geben die Selbstdarstellungen von Wissenschaftler/inne/n Hinweise darauf, welche „Idealvorstellung vom Zusammenhang zwischen wissenschaftlicher Tätigkeit und persönlichem Interesse“²¹ besteht.

Idealvorstellungen gibt es zunächst für die Institution Wissenschaft insgesamt, z. B. die Betonung der Kontinuität des wissenschaftlichen Werdegangs und das Bemühen um eine Absicherung eines spezifischen wissenschaftlichen Rationalitätssystems gegenüber Alltagswissen.²² Diese Idee einer sinnvoll zielgerichteten Kontinuität der Karriere orientiert sich ihrerseits an einer Idealvorstellung vom männlichen Lebenszusammenhang schlechthin, denn nur so sind Kontinuität und wissenschaftliche Rationalitätssicherung nach konventionellem Muster überhaupt möglich.

Daß diese „Sozialideale“²³ von Disziplin zu Disziplin recht unterschiedlich sein können, zeigt Ekkehard Klaus²⁴ am Beispiel des Erzählstils und der Darstellung der Berufsmotivation in den Autobiographien von 150 Wissenschaftlern verschiedener Fakultäten um 1920. Es liegt daher nahe, Ähnliches auch für den androzentrischen Gehalt von disziplinären Sozialidealen zu vermuten, wie ich es schon im Bereich der disziplinären Identität gezeigt habe.

Gerade diese Ansprüche und Normen, die sich aus dem das Sozialideal begleitenden ‚Überbau‘ von Bildern und Metaphern ableiten, machen die Position von Frauen innerhalb der institutionalisierten Geographie so schwierig. Um Mißverständnisse zu vermeiden: Es ist dies weniger ein Problem, das auf die Handlungen konkreter Frauen und konkreter Männer zurückzuführen ist.²⁵ Wichtiger

20 Vgl. Martin Kohli, „Von uns selber schweigen wir.“ Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten, in: Wolfgang Lepenies, Hg., *Geschichte der Soziologie*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1981, 428–465.

21 Ebd., 444.

22 Vgl. Ebd.

23 Ebd., 444.

24 Vgl. Ekkehard Klaus, *Vom Gruppenbewußtsein akademischer Subkulturen: Deutsche Fakultäten um 1900*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 33 (1981), 329–344.

25 Auf die nicht unbedeutende Rolle des ganz individuellen Sexismus von Geographen darf in diesem Fall natürlich nicht vergessen werden. Wir befinden uns dann nicht mehr – wie beim Androzentrismus – auf der sozialstrukturellen und ideologischen Ebene, sondern auf der alltäglichen Handlungsebene und auf der Ebene psychischer Systeme. ‚Sexismus‘ in diesem Sinne läßt sich daher nicht so sehr auf der Ebene der Disziplin erklären. Es müssen ihm daher andere Argumente

ist vielmehr, daß sich Geographen als Gruppe des androzentrischen Gehaltes ihrer Sozialideale oft gar nicht bewußt sind – eben deshalb ist ihnen aber auch das implizit enthaltene Bild von Weiblichkeit nicht bewußt. Frauen passen in dieses Sozialideal nicht hinein, sie werden ihm also nur mit Mühe und vor allem mit höherem persönlichen Einsatz entsprechen können.

Ich möchte im folgenden auf einige Facetten des Androzentrismus im geographischen Sozialideal näher eingehen, die sich aus (auto)biographischem Material von Geograph/inn/en erschließen. Aus Platzgründen muß ich leider auf ein allzu intensives Zitieren aus den Quellen verzichten.

Wer ist ein Geograph?

Die meisten der vorhandenen Autobiographien sind Erfolgsgeschichten von Geographen, die alle Karriereschritte vom Studenten bis zum Professor durchliefen. Es ist daher zu erwarten, daß ihnen die Normen der sozialen Institution Wissenschaft vertraut sind bzw. ihrer sozialen Herkunft, Bildung und/oder ihrem Geschlecht entgegenkommen.

Das „male-white-middle class“-Image – in der jeweiligen disziplinären Tönung – teilen die Geographen sicherlich mit den meisten Sozialwissenschaften.²⁶ Neben den sozialen ‚Eintrittsbedingungen‘ bedarf dieses Image aber auch noch fachspezifischer Kriterien. Sie geben Auskunft über Interessen, Neigungen und bestimmte Begabungen, die aufgrund der jeweils herrschenden disziplinären Matrix von den Angehörigen einer Disziplin verlangt werden. Diese ‚Berufsbilder‘ haben ähnlich wie die disziplinäre Matrix eine abgrenzende und ‚standespolitische‘ Funktion. Genau an diesem Punkt gibt es aber in der Geographie Probleme: Wie sollen in einer Disziplin, die sich so stark an alltagsweltlichen Theorien orientiert, Kriterien gefunden werden, die einen Geographen als Wissenschaftler ausweisen, und welches Bündel an dafür notwendigen Voraussetzungen, die sich von jenen anderer Disziplinen unterscheiden, ließe sich daraus ableiten?

und Strategien entgegengesetzt werden. Das heißt natürlich nicht, daß disziplinärer Androzentrismus und individueller Sexismus nichts miteinander zu tun hätten, sie können sich gegenseitig verwerten.

²⁶ Auf den engen Zusammenhang zwischen Geographie, Kolonialismus und Rassismus verweisen unter anderem Gregory, *Geographical Imaginations*, wie Anm. 3, Livingstone, *Geographical Tradition*, wie Anm. 6, Rose, *Feminism*, wie Anm. 3.

Als wichtigste und unerläßliche Voraussetzung gilt für den ‚echten‘ Geographen ein besonders gut entwickeltes „choreographisches Bewußtsein“²⁷, der ‚gewisse Blick‘ auf Muster und Prozesse, die gleichsam ‚im Raum‘ eingelassen sind. Dem ‚echten Geographen‘ eröffnet also die Alltagswahrnehmung der Umwelt schon sein Arbeitsgebiet.

Welche spezifischen Eigenschaften und Fähigkeiten besitzen nun Geographen, deren Wahrnehmungsvermögen für diese Disziplin so besonders geeignet ist? Auf biologischer Ebene wurden gelegentlich Argumente, die sich – verständlicherweise – auf eher eng begrenzte Aspekte der geographischen Wahrnehmungsfähigkeit beschränkten, wie z. B. räumliches Orientierungsvermögen und räumliches (eigentlich geometrisches) Vorstellungsvermögen, die an jeweils bestimmte Gene gebunden sein sollen²⁸, ins Treffen geführt. Es wird wohl kaum überraschen, daß sich in diesen Arbeiten die „räumlichen Gene“ partout immer mit dem Y-Chromosom paaren. Diese Hypothesen wurden allerdings in jüngster Zeit kaum mehr vorgetragen, nicht zuletzt, weil sie dem wissenschaftlichen Anspruch der Geographie auf Komplexität nur in geringem Ausmaß Rechnung trugen.²⁹

Eine weitere genannte Komponente des ‚geographischen Bewußtseins‘ neben den mehr ‚handwerklichen‘ Fähigkeiten ist die „Neugier auf die Welt“. Geographen besitzen den spezifischen Blick ‚auf das Ganze‘ – und das heißt auch heute noch auf die Landschaft und die Einheit der Mensch-Umwelt-Beziehungen. Außerdem ist diese Weltsicht mit einer moralischen Verantwortung verbunden: Die Erkenntnis des ‚Ganzen‘ bzw. seine Rekonstruktion in einer fragmentierten Welt, wie wir sie heute vor uns haben, soll qua geographische Forschung wieder in das Alltagswissen zurückfließen – Atlas trägt noch immer die Last der Welt auf seinen Schultern.

Auch die zuvor genannten Kategorien ‚Neugier‘, ‚Blick auf die Landschaft‘ und ‚moralische Verantwortung für die Welt‘ sind im geographischen Sozialideal nicht geschlechtsneutral gedacht, sondern der männlichen Lebenswelt homolog. Der Rückgriff auf biologische und psychologische Erklärungen verlagert das Pro-

27 Vgl. Buttner, *Practice of Geography*, wie Anm. 19, 4.

28 Vgl. Wolf Roder, *An Alternate Interpretation of Men and Women in Geography*, in: *Professional Geographer* 29 (1977), 397–400.

29 Biologistische Ansätze erleben durch die Kartierung des menschlichen Genoms allerdings wieder neuen Auftrieb, wie z. B. die Arbeiten zu einem Homosexualitätsgen zeigen (vgl. Paul R. Abramson und Steven D. Pinkerton, Hg., *Sexual Nature, Sexual Culture*, Chicago u. London 1995.) In der populärwissenschaftlichen Rezeption dieser Forschungen wird jedoch nicht selten die Komplexität der Zusammenhänge zwischen genetischen Anlagen und sozialisationsbedingten Ausprägungen von Eigenschaften und Fähigkeiten zugunsten eines simplen, wieder salonfähigen Biologismus vereinfacht. Es wäre daher nicht überraschend, wenn die „geographischen Gene“ wieder eine Rolle spielen würden.

blem sozusagen nach außen: Nicht weil die Geographie ein androzentrisch strukturiertes Sozialideal besitzt, bleibt sie eine Männer-Wissenschaft, sondern weil die ‚geographischen Fähigkeiten‘ geschlechtsspezifisch unterschiedlich verteilt sind.

Im Zusammenhang mit der androzentrischen Definition des Berufsideals ist aber ein anderer Aspekt interessanter: Wodurch wird das traditionelle Berufsideal in seinem geschlechtsspezifischen Gehalt weiterhin legitimiert? Die Antwort ist simpel: Die Erklärung wird auf die individuelle Ebene verlegt und das geographische Sozialideal nicht mehr soziogenetisch, sondern psychogenetisch begründet. Allerdings geschieht das nicht (mehr) mit alltagspsychologischen Aussagen über das ‚So-Sein‘ von Weiblichkeit, sondern mit dem wissenschaftlichen Instrumentarium der Psychoanalyse.

Welche biographischen Elemente setzen nun die psychische ‚Maschine‘ in Gang? Offensichtlich begeben sich die Geographen in die Landschaft, um dort die verlorene Mutter wiederzufinden. Diese These wird von Oskar Meder³⁰ mit sehr viel Anteilnahme am männlichen Seelendrama beschrieben, von Gillian Rose³¹ mit dem Instrumentarium feministischer Psychoanalyse vorgetragen. Daß Landschaften bei oberflächlicher Betrachtung in ihrer Form an den weiblichen Körper erinnern können, ist eine triviale Einsicht. Ebenso gilt auch, daß Landschaften in der Moderne ein Medium bewußter und unbewußter Selbstreflexion und vor allem eine Art männliche Traumleinwand gewesen sind. Die geographischen Psychodramen können daher nur auf der Ebene der ästhetischen, psychischen und sozialen Idealbildungen angesiedelt sein, nicht aber ernsthaft zu den Bestandteilen eines wissenschaftlichen Paradigmas gehören. Geographie als männliche Selbsterfahrungsmaschine – so läßt sich die psychoanalytisch überhöhte Variante der androzentrischen Reproduktion des geographischen Sozialideals interpretieren.

Um es noch einmal zu betonen: Sozialideale enthalten Normen über die ‚gute Wissenschaft‘, und sie strukturieren den intellektuellen und emotionalen Hintergrund, vor dem Forschung betrieben wird. Solche Normen lassen sich in den seltensten Fällen direkt aus den Gegenständen und Methoden einer Disziplin gewinnen, die disziplinäre Matrix vermittelt und modifiziert bestenfalls die Vorstellungen, die innerhalb des sozialen Systems Wissenschaft entstehen und reproduziert werden. Aber gerade die soziale Bedingtheit von Wissensproduktion und -verteilung wird durch bestimmte Mythen überblendet, um den Status quo zu sichern. Wichtig ist dabei nicht nur, welche Bedeutung ihnen die einzelnen Wissenschaftler/innen als

30 Vgl. Meder, Geographen, wie Anm. 17.

31 Vgl. Rose, Feminism, wie Anm. 3.

Individuen beimessen, sondern wie sie sich für gewisse Zwecke instrumentalisieren lassen (z. B. Ausschluß von Frauen).

Der Androzentrismus des geographischen Sozialideals kann aber nicht auf der Ebene der Personen überwunden werden, sondern er muß seines mythologischen Gehaltes entledigt werden, um – auch für Männer – sichtbar zu sein.

Geographie als ‚Berufung‘

Wie ich bereits gezeigt habe, hält das geographische Berufsideal einen als ‚subjektiv‘ definierten Identifikationsraum bereit, in dem die Ziele der disziplinären Institutionen nicht bloß gesellschaftlich definiert, sondern auch ‚persönlich‘ einsichtig und lebbar werden. Der Zwangscharakter wissenschaftlicher Institutionen wird damit höchstens zu einem (unvermeidbaren) organisatorischen Übel, das aber mit der ‚eigentlichen‘ Wissenschaft nur am Rande zu tun hat. Das Geograph-Sein lohnt sich nicht allein deshalb, weil man fest in einer Institution verankert ist, die Geographie bietet darüber hinaus auch etwas „fürs Gemüt“ (Anknüpfung an den lebensweltlichen Kosmos, das Landschaftserlebnis, die „Lust“ am Reisen, die Neugier, das Exotische, etc.). Diese ‚erlaubten Emotionen‘ machen die soziale Realität der Institutionen zu einer Nebensache, was zählt, sind die Mythen von der ‚wahren‘ Geographie.

Dieser Aspekt des geographischen Sozialideals sorgt also für die zur Erhaltung disziplinärer Institutionen notwendige, ungeteilte Loyalität. Darüber hinaus bedarf aber auch die disziplinäre Matrix, weil sie durch ihr vorwissenschaftliches Programm gegenüber anderen Sozialwissenschaften unter legitimatorischen Druck gerät, einer ähnlich emotionalisierten Absicherung in den Köpfen der Geographen. In solchen Fällen ist die Wendung des Berufs in eine ‚Berufung‘ oder ‚Lebensform‘ bekannt und bewährt, so auch in der Geographie.

Gleichzeitig bildet der Mythos von der Geographie als Lebensform ein wichtiges Refugium des Männerbundes: Und genau dort sind die Metaphern der Männer-Wissenschaft sehr deutlich zu erkennen. Die Zeichen der ‚Berufung‘ sind auch in der Geographie noch immer die Zeichen der Männlichkeit. Die Ursprünge der Metaphern, mit denen sich die Männer-Wissenschaft Geographie auch heute (noch) umgibt, reichen bis in die Anfänge der Entwicklung moderner Wissenschaft zurück. Die Funktion solcher Metaphern besteht darin, die intellektuelle und vor allem auch die *emotionale Loyalität* der Geographen zu ihrer Disziplin und deren Gegenständen sich selbst und anderen anschaulich und verständlich zu vermitteln.

Die möglichen Codes für die Darstellung der eingeforderten libidinösen Beziehung zwischen Disziplin und disziplinärem Subjekt sind in einem männlichen Kontext ganz eng an ein bestimmtes Bild von Weiblichkeit gebunden. Die im neuzeitlichen Wissenschaftsideal verankerte Trennung von Verstand und Sinnlichkeit wird mit der Geschlechterhierarchie synonym gesetzt. Das heißt, die erkenntnisleitende männliche ‚Objektivität‘ erzeugt sich die (weibliche) ‚Subjektivität‘ als Verkörperung des Emotional-Sinnlichen schlechthin: Das ‚Objekt der Begierde‘ wird zur Frau.

In der Geographie kommt dieser Metapher sowohl auf der Ebene der Disziplin als auch auf der der *disziplinären Gegenstände* Bedeutung zu. So ist der Landschaftsbegriff eng mit dem von der ‚Mutter Erde‘ verbunden. Diese Zuschreibung von Weiblichkeit enthielt sowohl das Bild einer nahrungsspendenden, sorgenden als auch einer wilden, unbezähmbaren Natur. Mit dem Aufkommen eines mechanistischen Weltbildes wurden diese Eigenschaften – gleichzeitig mit einer Veränderung im Geschlechterverhältnis – durch die Vorstellung einer Natur, die durch systematische Erkenntnis ausbeutbar und beherrschbar wird, verdrängt.³² Zur selben Zeit erhielten die Wissenschaften ‚von der Erde‘ ebenfalls weibliche Gestalt und wurden damit auch zu einer Projektion des Weiblichen. Die Metapher bleibt aber ambivalent: Die Natur wird durch wissenschaftliche Forschung ihrer Geheimnisse und ihrer ‚Unschuld‘ beraubt, gleichsam ‚entschleiert‘, während der ideologische Gehalt der im Kontext von Herrschaft stehenden Wissenschaft durch das Bild der ‚keuschen‘ Frau verschleiert bleibt. Wissenschaft wird zum Instrument der Herrschaft, das von Männern beherrscht wird.

Diese Metaphern haben sich in der Geographie bis heute erhalten. Die Darstellung und Vorstellung der Erde und der Geographie als Frau gibt es auf den Titelblättern von Reiseberichten und geographischen Abhandlungen bis weit in das 19. Jahrhundert, als die meisten anderen (natur)wissenschaftlichen Disziplinen schon so weit spezialisiert waren, daß ‚die Erde‘ wohl kaum mehr eine sinnvolle Metapher sein konnte. Außerdem bedeutete der epistemologische Bruch (vom Alltagswissen zur Wissenschaft), den diese Disziplinen zu dem Zeitpunkt bereits vollzogen hatten, eine wirkungsvollere (soziale) Legitimation im Vergleich zu dem diffusen Geltungsanspruch dieser Metaphern. Wenn daher ähnliche Metaphern auch jetzt noch von Geographen verwendet werden, dann können sie wohl nur mehr *innerhalb* des Sozialideals Bedeutung besitzen, das heißt, die Metaphorik vormoderner Wissenschaft erhält nur mehr dort Glaubhaftigkeit, wo die disziplinäre Matrix

32 Vgl. Carolyn Merchant, *Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft*, München 1987.

zum Großteil an vorwissenschaftlichen Gegenständen orientiert ist. Die Weiblichkeitsmetaphern werden dadurch einem Funktionswandel unterzogen: Sie sind nicht länger für die Disziplin selbst identitätsstiftend, sondern geben für Geographen die erlaubten Emotionen ‚echter Berufung‘ an. Die Personifizierung der ‚Geographie‘ als Frau kann im Männerbund Geographie gleich mehrere Funktionen übernehmen. Zunächst entspricht damit die ‚Liebe zur Geographie‘ einem androzentrisch definierten Geschlechterverhältnis, in dem Heterosexualität die Norm ist und Geschlechterhierarchie vorausgesetzt wird.

Aber die ‚Liebe zu Geographie‘ vermag – innerhalb des Sozialideals – für den Geographen noch anderes zu vermitteln. Die männlichen Phantasmen von Weiblichkeit besitzen nicht nur die ‚helle‘, freundliche Seite, in der Frauen durch Überhöhung und Anbetung ihre Machtlosigkeit zu spüren bekommen, sondern auch das ‚Dunkel‘-Unbezähmbare, Wilde und Bedrohliche, dem sich Männer hilflos ausgeliefert sehen, was nichts anderes ist als die Projektion der eigenen Macht auf die in Wirklichkeit Machtlosen. Dadurch legitimiert und reproduziert sich Herrschaft, und in einer androzentrischen Gesellschaft bedeutet dies Herrschaft über Frauen. Die Geographie als ‚verführerische Geliebte‘ evoziert daher viel eher als die Ehemetapher das Bild eines Geographen, der sich ‚mit Haut und Haaren‘ dieser Disziplin verschrieben hat.

For as we shall see, Geographia is a delicious and seductive wench, and I confess to a passionate love affair with her since the age of 15. A full and ripe woman of many moods, she had made me happy and sad, exasperated and elated, joyful and angry. There have been times when I swear I will have nothing more to do with her, that this time it is all over. But she only has to let her tunic slip to disclose another of her charms and I am smitten all over again.³³

Die Metapher von der Geographie als Frau wird vom Mainstream noch in einer anderen Hinsicht funktionalisiert. Die Zuschreibung von ‚Ursprünglichkeit‘ entspricht genau dem entideologisierten ‚Wesen der Geographie‘, das Geographen allenthalben suchen. Die ‚wahre Geographie‘ kann nur dann Muse sein, wenn sich der ‚berufene‘ Geograph ihr völlig ‚unbefangen‘ nähern kann: als einem Wesen im reinen, sozusagen nackten Naturzustand. Mag in anderen Disziplinen die Wert- und Ideologiefreiheit (neopositivistischer) Forschung innerhalb eines metatheoretischen Diskurses problematisiert werden, so greift man in der Geographie lieber auf eine

33 Gould, Geographer, wie Anm. 13, xv.

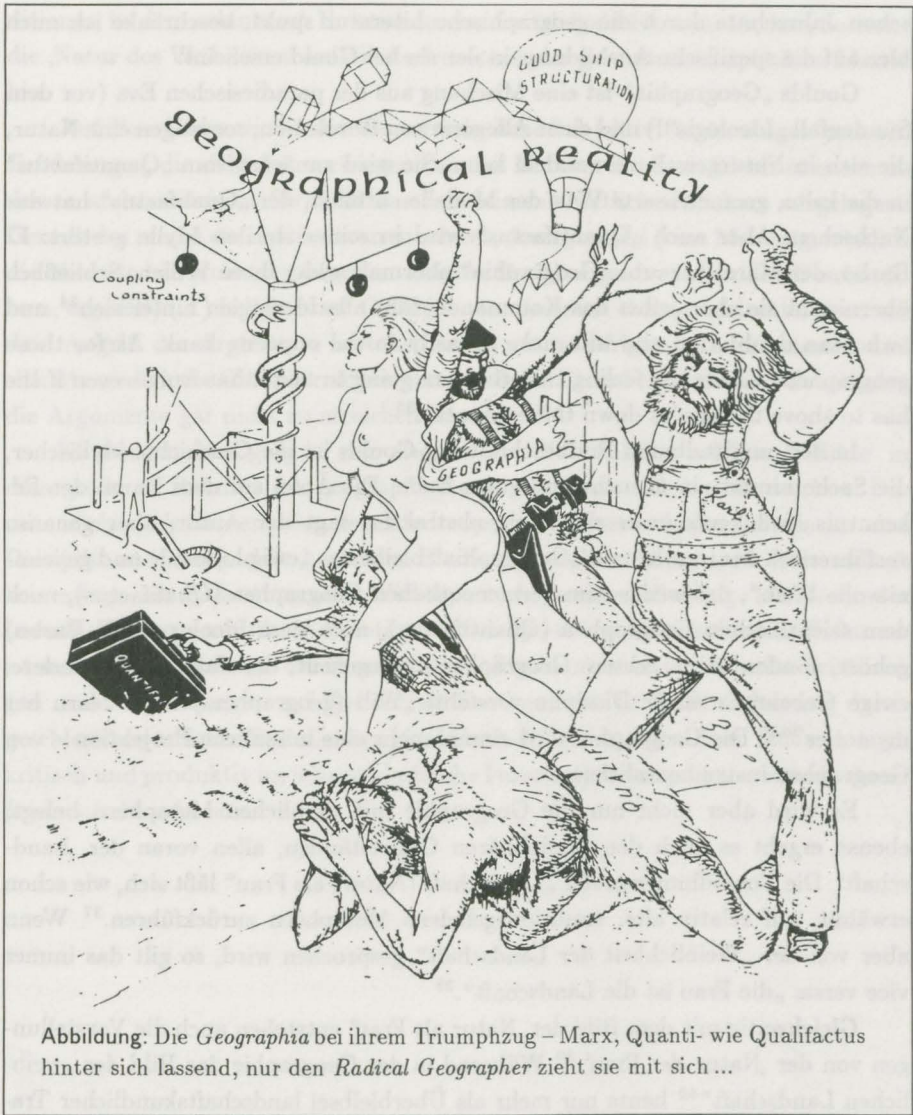


Abbildung: Die *Geographia* bei ihrem Triumphzug – Marx, Quanti- wie Qualifactus hinter sich lassend, nur den *Radical Geographer* zieht sie mit sich ...

androzentrische, weil einfache und (für Männer) einleuchtende Metaphorik zurück – und ersetzt Metatheorie durch Bildersprache.

Eine Serie von Cartoons über den ‚Paradigmawechsel‘ in der Geographie, die vom „Geographer at Work“, Peter Gould, ausführlich kommentiert wurde, macht das mehr als deutlich. Obwohl die verwendete Allegorik größtenteils älter ist und

schon Jahrzehnte durch die geographische Literatur spukt, beschränke ich mich hier auf die spezifische Ausbildung, in der sie bei Gould erscheint.

Goulds „Geographia“ ist eine Mischung aus der paradiesischen Eva (vor dem Sündenfall „Ideologie“!) und einer Allegorie von Revolution, sozusagen eine Natur, die sich in Naturgewalt verwandeln kann. Sie wird zunächst vom „Quantifactus“ in die kalte, geometrisierte Welt der Modelle entführt, der „Qualifactus“ hat das Nachsehen. Aber auch „Quantifactus“ wird in seiner sterilen Idylle gestört: El Barbo, der Marxist, raubt „Geographia“ abermals wider ihren Willen. Schließlich übernimmt sie aber selbst das Kommando, läßt alle Ideologien hinter sich³⁴ und „who can doubt that she will make it easily to the opposite bank. As for those geographers, I have the feeling that they are going to taste that fruit – even if she has to shove the apples down their throats“.³⁵

In der unmittelbaren Bildbeschreibung Goulds ist die Geschichte idyllischer, die Sache nimmt ein ausnehmend gutes Ende: Die Äpfel auf dem Baum der Erkenntnis sind heute zwar ein wenig abstrakter, sagt der Autor, aber genauso verführerisch wie immer, und „Geographia“ bleibt das „ewig lockende und geheimnisvolle Weib“, das weder dem hermeneutischen Geographen (Qualifactus), noch dem szientifischen Geographen (Quantifactus), noch dem Ideologen (El Barbo) gehört, sondern dem ‚echten‘ Geographen entgegeneilt, der das ganz besondere, ewige Geheimnis seiner Disziplin versteht: „Will (geographers) never learn her mysteries?“³⁶ Die Geographie wird einmal mehr eine männliche Projektion – von Geographen instrumentalisiert.

Es wird aber nicht nur die Geographie mit weiblichen Metaphern belegt, ebenso ergeht es auch den disziplinären Gegenständen, allen voran der ‚Landschaft‘. Die Vorstellung von der „Landschaft (Natur) als Frau“ läßt sich, wie schon erwähnt, auf relativ alte, traditionsgeladene Metaphern zurückführen.³⁷ Wenn aber von der „Weiblichkeit der Landschaft“ gesprochen wird, so gilt das immer vice versa: „die Frau ist die Landschaft“.³⁸

Gleichzeitig mit dem Bild der ‚Natur als Frau‘ entstehen auch die Vorstellungen von der ‚Natur der Frau‘.³⁹ Während in der Geographie das Bild der „weiblichen Landschaft“⁴⁰ heute nur mehr als Überbleibsel landschaftskundlicher Tra-

34 In der trivialen Bildersprache dieser Cartoons gleichbedeutend mit ‚nackten‘ Tatsachen.

35 Gould, Geographer, wie Anm. 13, 344.

36 Ebd.

37 Vgl. Rose, Feminism, wie Anm. 3, 86–112.

38 Meder, Geographen, wie Anm. 17, 334.

39 Vgl. Klaus Theweleit, Männerphantasien, Bd. 1, Frankfurt am Main 1977.

40 Vgl. Simon Schama, Landscape and Memory, New York 1995.

ditionen in den ‚erlaubten‘ Emotionen des Sozialideals Kontinuität hat, so weist die ‚Natur des Weiblichen‘ auf die Androzentrικ der gesamten disziplinären Matrix hin.

Auf diese Weise wird durch die vermeintliche Subjektivität der eingestandenen Erfahrungen, die sich aber vorwiegend an den Normen des Sozialideals orientieren, dessen androzentrische Struktur aus dem wissenschaftlichen Diskurs ausgelagert. Gerade das macht die Kritik daran so schwer, denn „beruht (eine Meinung, nämlich die über die hierarchisch geregelten sozialen Beziehungen zwischen den Geschlechtern, erg. EB) (...) lediglich auf Geföhlen, so wird man sich, je schlechter man vor dem Angriff der Argumente bestehen kann, um so eifriger daran klammern und sich überreden, die Geföhle müßten einen tieferen Grund haben, einen Grund, den die Argumente gar nicht zu erreichen vermögen.“⁴¹

Im wesentlichen ging es mir also darum, die Funktion solcher ‚Geföhle‘ in dem größeren Rahmen des geographischen Sozialideals sichtbar zu machen. Damit möchte ich den emotionalen Bindungen von Wissenschaftler/inne/n an eine Disziplin und der positiv besetzten Bindung zwischen Alltag und Wissenschaft keineswegs ihre Bedeutung oder Wichtigkeit absprechen, allerdings nur, wenn der bewußte Umgang mit diesen Emotionen auch Teil des wissenschaftlichen Diskurses ist und nicht bloß Sache der Person bleibt. Erst dann sind individuelle Erfahrungen und Empfindungen auf ihre soziale Bestimmtheit (z. B. Beeinflussung durch geschlechtsspezifische Sozialisation) hin überprüfbar, und erst dann läßt sich auch kritisch und produktiv an wissenschaftliche Forschung herangehen, etwa mit einem feministischen Ansatz.

41 John Stuart Mill u. a., Die Hörigkeit der Frau. Texte zur Frauenemanzipation, hg. von Hannelore Schröder, Frankfurt am Main 1976, 128.